

WOLFGANG MÜLLER

DIE RACHE  
DER WALE

THRILLER

LESEPROBE

MINICHO



### **Der Autor**

Wolfgang Müller, Jahrgang 1958, lebt mit seiner Familie in einem kleinen Dorf in der Nähe von Arnsberg im Sauerland. Neben dem Hochseesegeln und der Malerei hat er das Schreiben von Spannungsliteratur für sich entdeckt. Ihm ist wichtig, dass

beim Schreiben trotz aller Spannung, der Humor nicht zu kurz kommt.

[www.meerschreiber.de](http://www.meerschreiber.de)

### **Das Buch**

Als das deutsche Ehepaar Emmi und Adrian zu einer Weltreise auf einer Segelyacht aufbricht, ahnt es nicht, worauf es sich einlässt. Bei einem schweren Sturm im Pazifik fällt Adrian von Bord und droht zu ertrinken. Doch er wird gerettet von einem Meerwesen. Anep ist halb Mensch, halb Fisch und hochintelligent. Er bittet Emmi und Adrian um ihre Hilfe. Denn Aneps Gefährtin wird von Menschen gefangen gehalten. Er will sie befreien. Doch Aneps Plan ist noch viel größer und gefährlicher. Zusammen mit anderen intelligenten Meeresbewohnern will er die Menschen bei der Zerstörung der Weltmeere stoppen. Ein gefährliches Abenteuer beginnt ...

Wolfgang Müller

# Die Rache der Wale

Thriller

**MIDNIGHT** 

Midnight by Ullstein  
midnight.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Midnight  
Midnight ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
August 2014  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014  
Umschlaggestaltung:  
ZERO Werbeagentur, München  
Titelabbildung: © Finepic®  
Autorenfoto: © Stoll GmbH Heiner Möller

ISBN 978-3-95819-007-8

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,  
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder straf-  
rechtlich verfolgt werden.

# Prolog

Pazifischer Ozean 33°41`N 119°45`W

Die Gruppe jagte mit irrsinniger Geschwindigkeit durch das graublaue Meer. Ihre geschmeidigen Bewegungen waren mit schlafwandlerischer Sicherheit perfekt aufeinander abgestimmt. Sie ahnten die plötzlichen Richtungswechsel des silbrig schimmernden Heringschwarms voraus und trieben ihn immer weiter zur Meeresoberfläche, die sich durch die untergehende Sonne blutrot färbte. Helle, lange und manchmal melodisch anmutende Laute drangen durch das Meer und waren über viele Meilen zu hören. Ängstlich drängte die Beute sich dicht zusammen und wurde mit tödlicher Präzision von der Gruppe manipuliert. Die Jäger und auch der Schwarm agierten und reagierten dermaßen schnell, dass die optische Wahrnehmung nur noch eine untergeordnete Rolle zu spielen schien. Die Geschwindigkeit, mit der die plötzlichen Richtungswechsel abliefen, ließen vermuten, dass alles intuitiv, auf einer anderen, einer geistigen Ebene stattfand.

Aus der blauschwarzen Dunkelheit näherte sich ein Schwarm hungriger Hammerhaie, um seinen Anteil an der Beute zu beanspruchen. Sie hielten jedoch gebührenden Abstand. Zu groß war die Furcht selbst zur Beute zu werden. Der Anführer gab einen grollenden, dunklen Ton von sich. Daraufhin stießen nacheinander einzelne Jäger zielsicher in den Schwarm und harpunierten ihre völlig chancenlose Beute.

Plötzlich durchdrangen Geräusche die Unterwasser-

welt. Ein riesiges stählernes Ungetüm verdunkelte die eben noch helle Meeresoberfläche und schob sich, laute Sonargeräusche ausstoßend, über die Jagdszene. Die kurz zuvor ihre Beute noch dominierenden Jäger, waren augenblicklich vollkommen orientierungslos. Ein furchtbarer reißender Schmerz durchfuhr ihre Körper. Sofort versuchten sie, dem grässlichen Geräusch zu entkommen, und schwammen um ihr Leben. Ein riesiges Schleppnetz durchpflügte die Unterwasserwelt. Die Gefährtin des Anführers verfang sich, unbemerkt von den anderen, mit ihrer Schwanzflosse in einer ausgefransten, schlecht geflickten Masche des Netzes und wurde gnadenlos mitgeschleift. Verzweifelt versuchte sie sich aus dem Schleppnetz zu befreien, doch der Schmerz, den das Sonargeräusch in ihrem Kopf verursachte, war unerträglich. Die eben noch so schöne Unterwasserwelt um sie herum wurde immer dunkler, als sie langsam das Bewusstsein verlor.

Lester Bingham fuhr schon seit über vierzig Jahren als Fischer zur See. Aufgewachsen im weitläufigen Hafen von Monterrey an der Westküste, gab es für ihn schon als Kind nur einen Wunsch. Er wollte Fischer werden wie sein Vater Bill. Er fuhr mit Bill jeden Tag mit ihrem kleinen Fischerboot raus aufs Meer. In den späten Siebzigerjahren ging sein Vater während eines heftigen Sturms über Bord und ertrank. Bei der Rettungsaktion quetschte Lester sich das linke Bein, das er seitdem etwas nachzog. Damals war er gerade siebzehn Jahre alt und musste von da an für die Familie sorgen. Nach der Heirat mit seiner Jugendliebe Dorothy kamen seine Söhne Bill und John und später noch als Nachzügler seine Tochter Susan auf die Welt. Lester machte an der

Abendschule sein Kapitänspatent und wurde dann stolzer Besitzer eines kleinen Fischereiunternehmens. Irgendwann in den Neunzigerjahren begannen die Geschäfte immer schlechter zu laufen. Der Fisch wurde knapper, und die Fischerei lohnte sich für die vielen kleinen Familienbetriebe nicht mehr. Das Geld verdienen jetzt die großen Fangflotten, eben die, welche eigentlich für die Überfischung der Meere verantwortlich waren.

Auch Lester musste einsehen, dass er mit seinem kleinen, altersschwachen und mittlerweile reparaturanfälligen Boot auf Dauer nicht überleben konnte. Da er nun eine große Familie zu versorgen hatte, fing er bei der Reederei Hutchinson als Steuermann an, und nach fünf Jahren wurde er Kapitän auf dem 3850 BRT großen Fischtrawler »Albatros II«. Der Trawler wurde 1999 in San Diego gebaut und zählte bei seinem Stapellauf zu den Größten seiner Klasse. Das Schiff war mit den modernsten Sonaranlagen ausgerüstet. Ohne diese Technik wurde es immer schwerer, die Netze zu füllen, und wer zu wenig Fisch heimbrachte, der konnte im gnadenlosen Wettbewerb nicht bestehen. Die Reederei Hutchinson sowie auch alle anderen weltweit agierenden Fangflotten benutzten Sonar zur Ortung der großen Schwärme. Dass die dadurch verursachten Geräusche schädlich für Meeresbewohner wie Wale und Delfine waren, hatte er gehört. Da Lester aber die direkten Auswirkungen nicht sah, berührte es ihn auch nicht. Er war Fischer und kein Umweltschützer.

Lester gab das Signal zum Einholen des ungefähr eintausendfünfhundert Meter langen pelagischen Schleppnetzes. Die Öffnung des Netzes war größer als ein Fußballfeld, und der Trawler schleppte es nun

schon geraume Zeit, mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Knoten, in einer Tiefe von zweihundert Metern, durch den Ostpazifik. Die im Netz gefangenen Fische wurden durch den immer größer werdenden Druck so stark zusammengepresst, dass vielen von ihnen die Gedärme oftmals bei lebendigem Leib aus dem Maul gequetscht wurden. Lester hatte es auf Seelachs, Kabeljau und Barsch abgesehen, aber bei der Schleppnetzfisherei musste man nehmen, was kam. Beifang – so wurden die Meeresbewohner genannt, die nicht vermarktet werden konnten – ging, zumeist tot, wieder über Bord. Der kostbare Laderaum des Trawlers war knapp und musste deshalb mit Fisch befüllt werden, der auch Geld einbrachte.

Es herrschte finstere Nacht, fast Neumond, nur eine schmale weiße Sichel war am Himmel zu sehen. Auf Deck ertönte die laute Signalhupe. Das Zeichen zum Einholen des Netzes. Grelles weißes Licht beleuchtete das große Arbeitsdeck und das während des Schlep-pens geschlossene weiße Gitter vor der schräg ins Meer führenden Rampe im Heck des Trawlers. Begleitet von einem lauten Warnton öffnete sich langsam das Sicherheitsgitter. Joseph, der erste Maschinist auf Deck, ergriff mit seinen knotigen, von leichter Gicht geplagten Händen den mittleren der drei Bedienungshebel und drückte ihn in eine waagerechte Position. Zwei über 2000 PS starke Winden setzten sich knarzend in Bewegung. Die beiden dicken Stahlrossen, Kurrleinen genannt, tauchten mit grünem Schlick behangen aus dem in dieser Nacht erstaunlich ruhigen Pazifik auf. Aus einer Tiefe von zweihundert Metern emporkommend, liefen sie auf die beiden großen, mit Rostflecken übersäten Walzen, auf denen sie sich laut knirschend



und knallend Lage für Lage sauber nebeneinander aufspulten. Nach einer halben Stunde tauchte langsam das röhrenförmige Netz auf. Zuckende Fischleiber wanden sich hinter den sich blutrot verfärbenden rautenförmigen Maschen. Das Netz lag nun komplett auf Deck, und die Sicherheitstore wurden wieder geschlossen. Langsam zog man das hintere Ende des Netzes über die, in ungefähr zwanzig Metern Höhe angebrachten Umlenkrollen in die Höhe. Wie aus einem riesigen Darm ergoss sich ein Schwall im Todeskampf zuckender Fische auf das von Fischblut, Schleim und Schuppen immer glitschiger werdende Stahldeck. Hier wurden die zappelnden Fischleiber von der in signalgelbe Regenkleidung gehüllten Mannschaft auf ein Förderband geschaufelt, welches im Schiffsinernen verschwand, um den Fang in die Laderäume zu transportieren.

Vorne am Netz stand Luke Milton, ein Fischer, in dessen hartes Gesicht sich viele Jahre Stürme, Salz und harte Arbeit eingefressen hatten. Luke starrte ungläubig auf die vor ihm liegende Netzöffnung. »Hohl den Käpt'n, schnell!«, rief der alte Fischer dem abseits stehenden Schiffsjungen zu. Er fuhr nun schon seit vielen Jahren auf den unterschiedlichsten Schiffen zur See und hatte bisher nur aus Erzählungen der alten Matrosen von diesen Wesen gehört, es aber als Fantasien aus alkoholgeschwängerten Nächten abgetan. Vor ihm, inmitten der glitschigen Fischleiber, lag der nackte Körper einer Frau - einer Meerjungfrau, wie sie im Volksmund genannt wurden. Der Oberkörper sah aus wie der einer wunderschönen Frau mit wohlgeformten Brüsten, die Haut allerdings erinnerte eher an einen Hai oder Delfin. Sie war hellgrau, ledrig und ohne

Schuppen. Der Unterkörper bestand aus einem kräftig aussehenden, vom Gelblichen ins Grüne changierenden Schwanz, ähnlich dem eines Delfins, der in einer großen, mehrfarbigen Fluke endete. Der Kopf der Meerjungfrau war von langen weißlich grauen Haaren umgeben, die ihr ein weises Aussehen verliehen. Das Gesicht war ganz so wie das eines Menschen mit Augen, Nase, Mund und Ohren. Was sie allerdings deutlich von einem Menschen unterschied, waren die kiemenähnlichen Schlitze, welche Luke im vorderen Halsbereich erkennen konnte. Die Hände der Meerjungfrau hatten jeweils fünf Finger, die mit Schwimmhäuten verbunden waren und in scharf aussehenden gelblichen Krallen endeten. In der Hand hielt das Wesen einen etwa zwei Meter langen spitz zulaufenden Stab, den der alte Fischer sofort als den langen Zahn des Narwals identifizierte. Ihre Augen waren geschlossen, und sie bewegte sich nicht.

Geistesgegenwärtig warf Luke eine alte blaue Plane über den Körper und wartete auf den Kapitän.

»Hey, Luke du altes Fischgesicht«, rief Lester scherzhaft, als er auf den Fischer zuging, »was gibt es so Wichtiges, dass du mich aus meinem warmen Büro holst?« Luke zog wortlos die Plane zur Seite, und Lester erstarrte bei dem Anblick des Fabelwesens. Schnell warf er die Plane wieder über das Wesen. »Luke, komm hilf mir. Wir rollen sie in die Plane und bringen Sie erst mal unter Deck ins Krankenrevier!« Joseph der Maschinist, der gerade hinzugetreten war, fragte neugierig: »Na, was versteckt ihr denn hier?«, während er auf die alte Plane deutete. »‘Ne Wasserleiche«, antwortete Lester mit Ekel ausdrückender Mimik. Muss schon ‘ne ganze Weile im Meer getrieben sein, so angefressen wie

die aussieht. Lester zog die Plane ein Stück zurück, sodass Joseph die Haare der Meerjungfrau sehen konnte. »Mehr willst du wirklich nicht sehen, die muss anscheinend mehrfach inne Schiffsschraube geraten sein.« – »Nee danke!«, antwortete Joseph. »Das Abendessen war zu gut, um es gleich jetzt wieder auszuspuken.« Es war nicht das erste Mal, dass Leichen oder Teile davon mit dem Netz an Bord geholt wurden. Lester und Luke wuchteten den leblosen Körper auf einen der drei Rollwagen, mit denen sie sonst größere Fische transportierten. Schnell schoben sie den Wagen durch eine dicke Stahltür, die ins innere des Trawlers führte. »Danke, Luke!«, flüsterte Lester. »Und sprich nicht über das, was du gesehen hast. Offiziell ist das 'ne Wasserleiche, die im nächsten Hafen den Behörden übergeben wird. Es wird sich für dich lohnen, aber nur wenn niemand sonst davon Wind bekommt.« – »Aye, aye, Käpt'n«, sagte Luke mit noch immer verstörtem Gesichtsausdruck und machte sich wieder auf den Weg zum Arbeitsdeck. Lester schob den Rollwagen durch die im unteren Bereich schmutzig grün gestrichenen Gänge und in ein unbenutztes Zimmer des Krankenreviers. Er verschloss die Tür und eilte zu seinem Büro. Wo war noch gleich die Karte, die ihm dieser junge Beamte von dieser seltsamen Regierungsstelle vor mehr als zwei Jahren zugesteckt hatte? Lester erinnerte sich noch genau an den Abend. Es war im Hafenviertel von Los Angeles. Er saß bei einem Bier in irgendeiner der vielen Spielunken, die alle nach dem gleichen Muster gestrickt waren. Lange Theke, schmiereriger Wirt, Musikbox, festgeschraubte kunstlederbezogene Barhocker, meist rot, und der übliche Fast-Food-Fraß. Lester grübelte damals vor sich hin, als auf einmal dieser Typ

auftauchte. Eigentlich hatte er keine Lust auf Unterhaltung. Ein kleiner Streit mit seiner Frau um irgendeine Nichtigkeit hatte ihm die Laune an dem Tag gründlich versaut. Lester hatte zu Hause die Tür zugeknallt und war auf ein Bier ins – er hatte den Namen der Kneipe schon lange vergessen – gezogen. Der Fremde spendierte ihm ein paar Bier und fragte ihn aus. Seltsame Dinge wollte der Kerl wissen. Was das Ungewöhnlichste gewesen sei, das er je gefangen hätte, ob er schon mal Seeungeheuer gesehen hätte und solche Sachen. Er hielt ihn damals für etwas durchgeknallt. Aber die spendierten Biere waren o. k. und die Unterhaltung hatte ihn den Ärger mit seiner Frau kurzzeitig vergessen lassen. Der Mann hatte ihm zur Veranschaulichung der von ihm gesuchten Kreaturen Fotos gezeigt. Darauf waren irgendwelche undefinierbaren Reste von Lebewesen zu sehen, die irgendwo auf der Welt gefangen oder angeschwemmt worden waren. Er sagte, dass seine Behörde sich aus wissenschaftlichen Gründen mit diesen Dingen befasse und er ihn unbedingt anrufen solle, falls sich etwas Ungewöhnliches in seine Netze verirren würde. Oder wenn er etwas Unerklärliches, Seeungeheuermäßiges, wie er sich ausdrückte, beobachten sollte. Der Mann hatte ihm seine Visitenkarte zugesteckt und ihn nochmals wissen lassen, das er für die Regierung arbeite und dass es Lesters Schaden nicht sein würde, wenn er ihn kontaktierte.

O. k., dachte sich Lester, etwas noch Ungewöhnlicheres werde ich in meinem ganzen Leben wohl nicht zu berichten haben. Er durchwühlte seine Schreibtischschublade – eine Stecknadel im Heuhaufen zu suchen wäre wohl einfacher gewesen. Doch zwischen Angelhaken, alten Batterien, Heftpflastern und ähnlich wichti-

gen Dingen, die in keinem Schreibtisch fehlen durften, fand Lester die Visitenkarte – festgeklebt zwischen einem altem Magneten und mehreren Büroklammern, in der hintersten Ecke des großen Chaos. Er wollte gerade die Nummer wählen, als ihm ein Gedanke kam. Was war, wenn der Regierungs-Fritze einen Beweis wollte? Denn abwegig war es schon, zu behaupten, man habe eine Meerjungfrau gefangen. Lester machte sich mit seiner kleinen, billigen Digitalkamera eilig auf den Weg zurück ins Krankenrevier. Er öffnete die Tür und trat zu der Karre, auf der die Meerjungfrau lag. Mit zitternden Händen ergriff er eine Ecke der schmutzigen Plane und schlug sie zurück, um ein Foto des Meereswesens zu machen. Er starrte in ihr Gesicht – irgendetwas hatte sich verändert. Er konnte nicht sagen, was es war. Lester zog seine Kamera aus der Tasche und richtete sie auf das leblos daliegende Wesen. Er wählte den Blitz aus dem Kameramenü und schaute angestrengt auf das Display. Super Foto sagte er sich, Pulitzerpreisverdächtig.

Plötzlich schlug das Wesen die Augen auf! Im selben Moment drückte Lester auf den Auslöser und sprang geistesgegenwärtig und schreckensbleich zurück in Richtung Ausgang. Er schlug die Tür hinter sich zu und warf sich mit dem Rücken dagegen. Sein Herz hämmerte wie wild, und er zitterte am ganzen Körper. Was hatte er da eben erlebt, das konnte doch nicht sein, sie lebte! Er drehte den Schlüssel im Schloss und eilte zurück in sein Büro. Mit immer noch zittrigen Fingern wählte Lester die Nummer auf seinem Satellitentelefon. Derek Forster USFaWS stand auf der Karte. Nach einmaligen Klingeln wurde am anderen Ende abgenommen, und eine freundliche Stimme meldete sich:

»United States Fish and Wildlife Service, Büro Forster, Sie sprechen mit Susanna Maynard.« – »Ja äh, hier ist Lester, Lester Bingham«, stotterte er, ich muss dringend Mr Forster sprechen!« – »Einen Moment bitte.« Nach einigen Sekunden einer einschläfernden Musikeinspielung, welche nur nervte, anstatt die Wartezeit zu verkürzen, wurde am anderen Ende abgenommen. »Derek Forster, was kann ich für Sie tun?« – »Hier spricht Lester Bingham, Sie wissen sicher nicht mehr, wer ich bin, wir haben uns in einer Hafenkneipe in L.A. kennengelernt. Sie haben mir damals Ihre Karte gegeben und gesagt, wenn ich auf See beim Fischfang etwas Ungewöhnliches sehe oder fange, sollte ich mich unbedingt bei Ihnen melden.« – »Ja sicher, Mr Bingham, ich erinnere mich, die Verbindung ist schlecht, was kann ich für Sie tun?« – »Ich rufe über Satellit an, Mr Forster, wir haben da was gefangen.«

– »Schön, Mr äh Bingham, und was, wenn ich fragen darf?« – »Eine Meerjungfrau, und sie lebt!!« Einige Sekunden war es still in der Leitung. »Mr Foster? Sind Sie noch da?« – »Bleiben Sie ruhig, Mr Bingham. Sprechen Sie mit niemandem darüber, und verdonnern Sie Ihre Leute zum Stillschweigen. Wo sind Sie gerade, Mr Bingham?« – »Was springt für mich und meine Kollegen dabei raus, wenn ich Ihnen sage, wo wir uns befinden?«

»Wenn das stimmt, was Sie mir gerade gesagt haben, 50.000 US Dollar Mr Bingham«, antwortete Forster.

»Das ist aber etwas wenig für einen Fund, der unser aller Weltbild infrage stellt, Mr Forster.

Ich glaube, die Lady sollte deutlich mehr wert sein. Es ist doch fast so, als würde ich Ihnen einen Alien anbieten, und dazu noch einen lebenden.« – »Mr

Bingham, Ihre Nummer sehe ich im Display, ich rufe Sie in dreißig Minuten zurück, dann weiß ich, was der Regierung Ihr Fund wert ist. Behandeln Sie sie bitte vorsichtig, und halten Sie das Geschöpf feucht, damit sie uns nicht stirbt, das wäre nicht in unser beider Interesse. Bis gleich, Mr Bingham.«

Derek Forster war nun schon seit elf Jahren beim United States Fish and Wildlife Service. Nach einem mittelmäßigen Studium der Meeresbiologie am MIT mit durchschnittlichen Abschlussnoten wurde er direkt vom USFaWS abgeworben. Der Job wurde gut bezahlt, und er rutschte bald in die Unterabteilung für Kryptozoologie. Im Anfang dachte er noch, dass die Forschungen, mit denen die Kollegen sich dort befassten, jedweder Seriosität entbehrten. Doch mittlerweile hatte er beim USFaWS Dinge gesehen, die mit dem herkömmlichen Schulwissen nichts mehr gemein hatten. Jeder seriöse Wissenschaftler an seiner alten Universität hätte ihn ungläubig ausgelacht, hätte er ihm erzählt, mit was für Kreaturen er sich manchmal beschäftigen musste. Er erinnerte sich nicht mehr an die Begegnung mit diesem Lester Bingham, wohl aber an seine Aktion mit den Visitenkarten. Er hatte die Karten hunderterweise in allen wichtigen Häfen verteilt, um vielleicht etwas über Begegnungen mit bisher unentdeckten Lebewesen zu erfahren. Es war damals nur ein Versuch, aber warum sollten all die haarsträubenden Erzählungen der Seeleute, über Begegnungen mit angeblichen Meeresungeheuern, nur deren Fantasie entspringen? Allein nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit musste an der ein oder anderen Geschichte etwas dran sein. Und wenn die von der Regierung dann

die Ersten wären, die etwas davon erfuhren – warum denn nicht, gut für ihn und gut für sein Land.

29 Minuten später klingelte Lesters Satellitentelefon, und Derek Forster meldete sich mit den Worten »Mr Bingham, wenn das, was Sie mir gesagt haben, wirklich stimmt, müssen Sie nie wieder fischen gehen oder nur noch zu Ihrem Vergnügen. Ich habe grünes Licht für die Summe von einer Mio. US-Dollar, natürlich für eine lebende Meerjungfrau. Na, wie klingt das für Sie?« Lester war sprachlos, eine Mio. Dollar davon hatte er nicht zu träumen gewagt.

»O. k., Mr Forster, wir haben einen Deal, wir befinden uns im Moment ungefähr elf Meilen nordwestlich von San Nicolas Island auf 33°21`14.71«N und 119°45`07.11«W.«

»Gut, Mr Bingham, unser Sikorsky ist schon startklar, bei einer Reichweite von 880 km ist das kein Problem.

Haben Sie eine Landeplattform auf Ihrem Trawler?«

»Nein«, antwortete Lester. »Spielt keine Rolle, Lester«, entgegnete Forster. »Dann erledigen wir das eben über eurem Trawler schwebend. Wir sind in einer halben Stunde vor Ort.«

»O. k., Mr Forster«, antwortete Lester, »und vergessen Sie das Geld nicht, sonst landet ihre Lady wieder bei den Fischen.« Lester schaltete nachdenklich sein Satellitentelefon aus. Eine Mio. Dollar, Wahnsinn – und alles nur für einen Anruf. Endlich meinte es das Leben auch mal gut mit ihm. Sofort dachte er an Luke. Zu lange waren sie beide schon auf den verschiedensten Schiffen gefahren, als dass er ihn jetzt übergehen würde. »Luke, bitte in mein Büro!«, rief er über den Decklautsprecher. Luke schaute zum Steuerstand



herauf und winkte ihm, dass er verstanden hätte. Fünf Minuten später stand Luke vor seinem Schreibtisch. Er wischte sich das Fischblut und die Schuppen an einem alten blauen Lappen ab, den er dann wieder in seinen gelben Overall steckte. »Luke, was würdest du zu 200.000 US-Dollar sagen?« – »Wen muss ich dafür umbringen?«, scherzte Luke. »Niemanden, im Gegenteil Luke, unsere Meerjungfrau lebt, und du musst nur dafür sorgen, dass das so bleibt. In einer halben Stunde kommt ein Hubschrauber, nimmt sie mit und bringt uns dafür die Kohle.« Sprachlos starrte Luke ihn an, sein Gesicht verzerrte sich zu einem ungläubigen Grinsen. »Du machst Witze, Les.«

»Über Geld mache ich keine Scherze, Luke. Geh runter ins Krankenrevier, Zimmer drei, und schau nach, wie es ihr geht. Sie MUSS am Leben bleiben, sonst ist sie nichts mehr wert, Luke.« – »O. k., Les, bin schon weg!«, rief ein strahlender Luke Milton. Er nahm immer drei Stufen auf einmal, als er die Treppen zum Krankenrevier herunterstürmte. Vor der Tür zu Zimmer drei hielt er kurz an, um sich für den Anblick einer lebenden Meerjungfrau zu wappnen. Luke drehte den Schlüssel und öffnete die Tür langsam einen Spaltbreit. Die Meerjungfrau lag noch immer auf dem etwa einen Meter breiten Rollwagen. Die von Fischblut und Eingeweiden verklebte Plane war auf beiden Seiten von ihrem Körper gerutscht und gab den Blick auf eine reizvolle Frau frei, wenn man mal vom Fischschwanz absah. Im vorderen Bereich ihres Halses sah Luke wieder die quer verlaufenden Schlitze, wie die Kiemen bei einem Hai. Neugierig trat er näher, um sich ihr Gesicht anzusehen. Plötzlich öffnete sie ihre Augen. »Weg!!«, hörte er eine Stimme in seinem Kopf. »Geh

weg von mir!!« Luke wich verängstigt einen Schritt zurück. Sie sprach nicht, aber trotzdem hörte er sie. Irgendwie tat ihm dieses hilflose Wesen leid. »Ich tu dir nichts«, sagte er, »bleib ganz ruhig, niemand wird dir etwas tun.« Das Wesen wollte sich erheben, sackte aber mit schmerzverzerrtem Gesicht wieder zurück auf die Plane und blieb mit geschlossenen Augen reglos liegen. Luke dachte im ersten Moment, die Meerjungfrau sei tot, bis er sah, dass ihr Brustkorb sich gleichmäßig hob und senkte. Schnell verließ er das triste Krankenzimmer und setzte sich zitternd draußen vor die Tür. »Das ist harter Tobak«, flüsterte Luke leise vor sich hin. »Da denkt man, man hätte schon alles gesehen, und dann so was. Es gibt auf dieser Erde Wesen, die zur Hälfte so aussehen wie wir, im Meer leben, und wir wissen nichts davon. Wir fliegen auf den Mond und suchen im All nach anderen Lebensformen und wissen nicht, was direkt vor unserer Nase vorgeht.«

Draußen hörte er das wabernde Rotorengeräusch eines großen Hubschraubers. Fünfzehn Minuten später tauchte Lester in dem schmutzigen Gang auf, gefolgt von zwei Uniformierten, die eine Krankentrage dabei hatten. »Wie geht es ihr?«, fragte Lester, während er näher kam. »Ich glaube, gut«, meinte Luke, der Angst um seine 200.000 Dollar hatte, wenn die Männer feststellen würden, dass sie verletzt war. »Sie ist sehr verängstigt, ihr müsst behutsam mit ihr umgehen.« »Dies ist nicht ihre Welt«, fügte er noch leise hinzu.

Die Männer betraten den Raum. Er vernahm Bemerkungen wie »Fantastisch! und »Das gibt's ja gar nicht!«. Dann hörte Luke einen der Männer kurz aufschreien und einen Körper schwer gegen eine Wand krachen. Danach ein wütendes Knurren, bevor es ruhig wurde.

Die Tür ging auf, und die Männer schleppten die Meerjungfrau hinaus. Sie hatten sie auf der Trage festgeschnallt, wogegen sie sich heftig gewehrt haben musste. Einer der beiden hatte eine langsam rot anlaufende Wange. Dort hatte ihn, laut Lesters späterem Bericht, die Schwanzflosse voll getroffen und quer durch den Raum bis an die Wand geschleudert.

»Na, wie fühlt sich das an, reich zu sein?«, meinte Lester zu Luke, während bei dem in der Luft schwebenden Helikopter die Luke geschlossen wurde und er sich langsam Richtung Osten entfernte. »Was geschieht jetzt mit ihr?«, fragte Luke. »Keine Ahnung, muss auch nicht mehr unsere Sorge sein«, antwortete Lester und schlug Luke freundschaftlich auf den Rücken. »Komm, ich hab noch 'nen guten Sherry im Büro, lass uns einen darauf trinken.«

Anmutig glitt die blaue Segeljacht durch den Pazifischen Ozean. Seit gut zwei Wochen hatten Adrian und Emmi Hook kein Land mehr gesehen. Gestartet waren sie auf den Galapagos-Inseln, wo sie zwei wunderschöne Wochen verbracht hatten. Jetzt lagen noch etwa 600 Seemeilen Pazifischer Ozean bis zu den Gambierinseln vor ihnen. Wenn weiterhin alles so gut lief, wären sie nächsten Sonntag am Ziel. Ihre Weltreise hatte vor fünf Jahren begonnen, nachdem Adrian seine kleine Hamburger Werft in die Hände seines Sohnes Henning übergeben hatte. Er war zu dem Zeitpunkt erst 54 Jahre alt, wollte aber seinem Sohn nicht im Wege stehen. Die Werft, mit dem Eisenhaken des Käpt'n Hook aus »Peter Pan« im Logo, hatte in den vorangehenden Jahren genug Geld abgeworfen, um ihren Lebenstraum von ein paar schönen Jahren auf dem Meer zu verwirklichen. Die Jacht hatte er nach eigenen Entwürfen selbst gebaut. Sie war eine vierzehn Meter lange Schönheit aus Stahl und Mahagoni. Sie hatten sie auf den Namen »Draußen ist Mehr« getauft. Obwohl der Name bei so manchem Funkgespräch für Verwirrung sorgte, fanden sie das Wortspiel so schön und tiefsinnig, dass sie dumme Fragen gerne in Kauf nahmen. Ausgestattet war die Jacht mit allem, was Adrian für die lange Reise als notwendig erachtete. Seine Frau Emmilia, von allen nur Emmi gerufen, teilte seine Leidenschaft für das Meer. Im heimischen Betrieb hatte sie sich, als Elektro-

technikerin und Elektronikerin, um die Ausstattung der Boote im Bereich Navigation, Funk, GPS u.s.w. gekümmert. Hier draußen auf dem Meer saß sie oft lange vorn im Bugkorb ihrer Jacht. Sie schaute, tief in Gedanken versunken, den Delfinen zu, die mit dem Boot um die Wette schwammen, Pirouetten drehend aus dem weich wogenden Meer emporschnellten, um wieder ins Azurblau abzutauchen. Die Tiere sprühten nur so vor Lebensfreude, und Emmi wurde nicht müde, ihnen dabei zuzusehen.

Adrians Haut hatte sich in den Jahren auf See dunkelbraun verfärbt, was in starkem Kontrast zu seinem hellgrauen Haar stand. Als Frisur konnte man das, was er auf dem Kopf trug, nicht wirklich bezeichnen. Er ließ sich ungefähr alle sechs Monate, wenn in irgendeinem Hafen Gelegenheit dazu war, die Frisur auf eine für ihn akzeptable Länge bringen. Stets trug er ausgewaschene Jeans und Hemden. Mit T-Shirts hatte er sich nie anfreunden können. Gegen die Sonne half sein alter Panamahut und zusammengekniffene Augen, denn Sonnenbrillen fand er lästig. Gerade hatte Adrian mit Hilfe seines Sextanten ihre aktuelle Position bestimmt. Er hätte auch auf den Kartenplotter schauen können, aber so bequem die moderne, satellitengestützte Navigation auch war, er würde sich nie nur darauf verlassen. Gerade auf einer kleinen Jacht wie der ihren war die Elektronik stark der Feuchtigkeit ausgesetzt und konnte plötzlich und ohne Vorwarnung ausfallen. Nachdem Adrian die Position in die Seekarte eingetragen hatte, verglich er sie mit der Position, die sein GPS-System anzeigte. Gar nicht so schlecht, sagte er sich. Er lag mit den Berechnungen nur zwei Seemeilen daneben. Adrian hatte gerade seinen Nautischen

Almanach, ein für die Positionsbestimmung mittels Sextanten unentbehrliches Nachschlagewerk, wieder im Regal der Navigationsecke verstaut, als er seine Frau hörte: »Adi!«, rief sie gestikulierend von ihrem Delfinbeobachtungsposten im Bugkorb aus, »30° steuerbord voraus, am Horizont, sehe ich ein großes Schiff.« Emmis lange kupferrote Haare wehten wild im Südseewind. Sie hatte im Gegensatz zu den dünnen Mannequins eine sehr frauliche Figur, die Adrian auch nach ihren fast dreißig Ehejahren sehr anziehend fand. Auch Emmis Hautfarbe war in den letzten Jahren, im Gegensatz zu ihrer ursprünglichen hanseatischen Blässe, nun tiefbraun geworden. Beide warteten jetzt gespannt, wer bald ihren Weg kreuzen würde. Die Begegnung mit einem anderen Schiff, weit draußen in der Einsamkeit des Meeres, war immer etwas Besonderes. Manchmal in besonders einsamen Gegenden des Ozeans, wenn sie von einem Tanker oder Frachter überholt wurden, riefen sie ihn über Funk. Dann plauderten sie mit dem Funker über sein Reiseziel und den neuesten Wetterbericht.

Langsam wurde das Schiff größer, und nach einer weiteren halben Stunde, konnten sie mit dem Fernglas den Namen erkennen. MINKUKUJIRA stand in großen Lettern am Bug. Der gesamte Rumpf war schwarz gestrichen und hatte lediglich ein schmales weißes Band im oberen Relingbereich. Das Schiff machte einen gepflegten Eindruck. Es schien sich um ein Fischereifahrzeug, einen Trawler, zu handeln. Hinten im Heckbereich konnte Adrian einen brückenähnlichen Aufbau erkennen, an dem große Umlenkrollen befestigt waren, über die vermutlich die Netze ausgeleert wurden.

»Ein Japaner«, sagte Adrian nachdenklich. Er hatte

die weiße Flagge mit dem roten Punkt in der Mitte erkannt. Oben, im Bug den Schiffes, nahm er eine leichte Bewegung wahr. »Sieh nur«, rief Emmi plötzlich, während sie weiter gebannt durch ihr Fernglas starrte, »dort, vor dem Schiff! Adi, siehst du das?« Adrian, von seiner Frau nur Adi genannt, schwenkte sein Glas schnell nach links und sah, was Emmi so aus der Fassung gebracht hatte. »Ein Orka«, rief er, »ich erkenne es an der Rückenflosse! Emmi, das ist ein Walfänger!« – »Oh nein!«, schrie Emmi, als sie vom Bug des Trawlers einen lauten Knall peitschen hörte. Eine kleine Rauchwolke stand über dem Schützen, und eine schwere, über einen Meter lange Harpune mit Explosivsprengkopf hatte die Penthrite-Kanone verlassen, mit dem Ziel zu töten. Der Wal versuchte noch abzutauchen, aber es war zu spät. Die scharfe Spitze mit den großen, messerscharfen Widerhaken bohrte sich in den weichen Rücken des hilflosen Tieres. Sie zerschmetterte zwei Rippen, bevor der Explosivsprengkopf explodierte. Dabei zerriss die Magenwand des Wals. Rasender Schmerz durchflutete seinen mächtigen schwarz-weiß gefleckten Körper, als die stählernen Widerhaken der Harpune auseinanderklappten. Das Tier bäumte sich in dem sich blutrot verfärbenden Meerwasser ein letztes Mal auf und versuchte abzutauchen. Das an der Harpune befestigte Seil spannte sich, steigerte nochmals den Schmerz ins Unermessliche und hinderte ihn brutal daran, in den rettenden dunkelblauen Tiefen zu entschwinden. Langsam wurde der sich windende, zum Tode verurteilte Meeressäuger zur Heckrampe des Walfängers gezogen. Aus großen Augen sah er den schwarzen Schiffsrumpf und die weiß gestrichene Rampe näher kommen, und langsam

verdunkelte sich die Welt, in der er fast vierzig Jahre lang geschwommen war. Er hatte Glück, andere Artgenossen kämpften bis zu neunzig Minuten im Dienste der Wissenschaft mit dem Tod, nur um auf irgendwelchen Tellern dekadenter Japaner in Tokio oder als Hundefutter in irgendeinem japanischen Hinterhof zu enden. Eigentlich müsste das Fleisch als Sondermüll entsorgt werden, da es mittlerweile extrem stark mit Umweltgiften angereichert ist. Hier im Walfleisch war eine der letzten Stationen, bevor sich der Müll- Kreislauf der Wegwerfgesellschaft schloss. Kunststoffmüll wurde in den Ozeanen in mikroskopisch kleine Teilchen aufgerieben und dann vom Plankton und anderen Kleinstlebewesen als Nahrung aufgenommen. Das im Kunststoff gebundene, Krebs verursachende DDT und auch Polychlorierte Biphenyle gelangten so in die Nahrungskette und landeten schlussendlich auch wieder auf dem Teller der Verursacher der Müllberge.

Adrian und Emmily waren von dem eben Erlebten geschockt. Oft hatten sie über Walfang gelesen und auch Berichte im Fernsehen gesehen, aber live, in seiner ganzen Brutalität, aus nächster Nähe den Todeskampf dieser schönen Tiere zu beobachten, war etwas ganz anderes.

»Schau mal, da links vom Walfänger hat gerade wieder ein Wal geblasen! Den nehmen die bestimmt als Nächsten aufs Korn!«, rief Adrian, »Wir setzen uns zwischen ihn und das Fabrikschiff, vielleicht können wir versuchen diesen Wal zu retten!« – »Das kann ganz schön haarig werden mit unserem kleinen Schiff!«, rief Emmi vom Bug herüber und machte sich schnell auf den Weg zu Adrian ins Cockpit. »Du hast recht«, ant-



wortete Adrian. »Wenn man im Fernsehen diese Aktionen von Walschützern wie SEA SHEPHERD oder GREENPEACE sieht«, meinte Emmi, »ist natürlich immer eine Kamera dabei, da trauen die Walfänger sich meistens nicht, die zu versenken. Für uns könnte das Ganze übel enden, hier gibt es weit und breit keine Zeugen.« – »Egal!«, rief Adrian jedoch wütend. »Ich möchte mir so ein Massaker nicht noch mal ansehen!« Er öffnete das Vorsegel ein wenig und änderte den Kurs um etwa 10° nach Backbord, um genau zwischen den Wal und das Fangschiff zu gelangen. Nach etwa zehn Minuten hatten sie das riesige Schiff erreicht. Adrian kurbelte das Ruder hart nach Backbord und leitete so eine Halse ein, die die

Jacht mit dem Heck durch den Wind drehen ließ. Emmi holte die weiß-gelb gemusterte Großschot hastig dichter, um den Baum langsam zur Schiffsmittle zu bringen und ihn dann durch kontrolliertes Auffieren der Schot, auf die andere Seite der

Jacht zu führen. Sie segelten jetzt auf einem Kurs, der ihr Schiff fast vor dem Wind, mit annähernd acht Knoten Geschwindigkeit, parallel zum Walfänger dahinjagen ließ. Damit waren sie rund drei Knoten schneller als der Wal und sein Verfolger. Vorsichtig schob sich Adrian vor den hoch aufragenden Bug des riesigen Schiffes. Das weit zur Seite auskragende Großsegel versperrte dem Harpunenschützen im Bug des Jägers jetzt die Sicht auf den Wal. Adrian hatte soeben zusätzlich die Maschine der Jacht gestartet, um den Windschatten des Waljägers, in den sie nun gerieten und der ihnen den Vortrieb nahm, auszugleichen. Langsam näherten sie sich jetzt von hinten dem Wal, der ahnungslos durch den Ozean mäanderte.

Oben auf dem Walfänger stand der groß gewachsene, stämmige Kaito Furozawa hinter der martialisch anmutenden, beige lackierten Harpune. Er machte den Job des Harpunierens nun schon ein paar Jahre. Die Bezahlung war gut, und für jeden Treffer gab's nochmals 'ne Prämie obendrauf. Unter seiner grünen Fellmütze mit den großen Ohrenklappen, die aus russischen Armeebeständen stammte, trug er ein Headset, das ihn direkt mit der Brücke des Trawlers verband. Dort tat im Moment der erfahrene Steuer- mann Hiroto Akiki Dienst, ein kleiner, hagerer Mann von undefinierbarem Alter. Ein kalter Zigarillo hing in seinem Mundwinkel, da er schon seit Längerem versuchte, sich das Rauchen abzugewöhnen. »Verflucht!«, hörte er Kaito über die Lautsprecher des Steuerstandes schreien. »Hiroto, drossle die Maschine, schnell, da schiebt sich eine Segeljacht vor unseren Bug. Ich glaube, das sind wieder so verrückte Walschützer!« – »Verstanden Kaito«, antwortete Hiroto ruhig, wobei sein Zigarillo auf und nieder hüpfte. »Du weißt, was der Käpt'n gesagt hat, wir sollen uns auf keinen Fall provozieren lassen. Lass den Wal ziehen, Kaito, ewig kann die Jacht uns ja nicht behindern, und wenn sie uns rammen, na ja, die kleine Schramme könnte man sogar mit 'nem Edding übermalen. Wer würde da wohl den Kürzeren ziehen?« – »O. k.«, antwortete Kaito schon wieder etwas ruhiger, »dann mach ich erst mal 'ne Zigarettenpause.« Er lehnte sich gegen seine Harpune, zog eine Schachtel *Hope* aus der Tasche seines fleckigen roten Overalls und zündete sich gekonnt eine mit seinem Zippo an, was vorne auf dem windigen Bug des riesigen Trawlers nicht so einfach war. Interessiert

beobachtete er von oben die verzweifelte Rettungsaktion der verrückten Deutschen.

Von dem Gespräch bekamen Adrian und Emmi natürlich nichts mit, als sie sich der großen Fluke des Wals näherten. »Vorsicht, Adi! Sonst rammst du ihn!«, rief Emmi, die vorn im Bug stand und den Wal nicht aus den Augen ließ. »Genau das habe ich vor!«, schrie Adrian gegen das laute Maschinengeräusch an. «Das wird ihm bei der geringen Aufprallgeschwindigkeit nicht wehtun. Ich hoffe ihn dadurch so zu erschrecken, dass er abtaucht und so in Sicherheit ist!« – »O. k.!«, rief Emmi »Halt 5° mehr Steuerbord, dann treffen wir genau die Fluke, das wird ihn wachrütteln.«

Der Bug der »Draußen ist Mehr« traf genau mittig die große Schwanzflosse des Wals, worauf der schwarz-weiße Riese erschreckt in die sicheren Tiefen der dunklen See hinabtauchte. Adrian und Emmi änderten ihren Kurs wieder auf ihr ursprüngliches Ziel. Adrian streckte den Japanern zum Abschied den ausgestreckten Mittelfinger entgegen und hoffte, dass die Waljäger es als das verstanden, was es in Deutschland bedeutet. Frustriert setzten die beiden ihren Weg fort, wohl wissend, dass ihre verrückte Aktion nur dem einen Orka das Leben um eine unbestimmte Zeit verlängert hatte. Da jedes Jahr trotzdem Tausende Wale abgeschlachtet wurden, war ihre Aktion wohl nur als Tropfen auf den heißen Stein zu bezeichnen. So uneinsichtige Nationen wie Japan, Island und Norwegen würden den Walfang trotz stark sinkender Walpopulationen fortsetzen.

## 2

Pazifik 18°10`S 128°39`W

Anep und seine Gefährten streiften durch das Dunkel des Ozeans. Tief unten, in tausend Metern Tiefe, jagten sie allein mit Hilfe ihres Sonarsystems, ähnlich dem der Delfine oder der Fledermäuse, den ausgesprochen schmackhaften Tintenfisch. Sira, seine langjährige Gefährtin und Mutter seines Sohnes Futu, war seit ihrer Begegnung mit dem Schleppnetz noch immer verschwunden. Er hatte Kontakt zu ihr aufnehmen können, auf einer geistigen Ebene. Die Meereswesen wie Anep und Sira beherrschten die Telepathie wie wir die Sprache. Sie waren in der Lage, von jedem Punkt der Erde aus miteinander in Verbindung zu treten. Das funktionierte auch mit anderen Lebewesen, wie zum Beispiel den Walen, Delfinen und sogar den Haien. Obwohl die Haie manchmal etwas schwerer von Begriff zu sein schienen, wenn es um das Teilen der Beute ging. Sogar mit den Menschen konnten sie so kommunizieren, falls die dazu bereit waren. Sira lebte, konnte ihm aber nicht sagen, wo sie sich befand. Sie teilte ihm mit, dass sie sich in einem seltsamen, schrecklich kleinen Meer aufhielt. Alles war so hell, sie musste nicht jagen, um Nahrung zu erlangen, sondern wurde mit Fischen versorgt. Von wem, wollte Anep wissen. Von den Menschen, teilte sie ihm mit. Er war entsetzt über diese Information. So lange er denken konnte, waren sie diesen seltsamen Wesen aus dem Weg gegangen. Begegnungen waren selten von Harmo-

nie geprägt. Das war sicher auf die Angst der Landwesen vor allem Unbekannten zurückzuführen. Sie, die Meereswesen, wussten schon immer von der Existenz der anderen. Dass dies umgekehrt nicht so war, hatte einen einfachen Grund. Die Landwesen konnten in den vergangenen Jahrtausenden nicht sehen, wer alles unter der Meeresoberfläche lebte. Erst seit knapp hundert Jahren waren sie mit großem technischem Aufwand dazu in der Lage, sich frei in einem sehr kleinen Teil der riesigen Ozeane zu bewegen. Er traute ihnen nicht. Sie jagten gnadenlos seine Freunde, die Wale und Delfine. Sie hatten einen unersättlichen Hunger nach Fisch in jeglicher Form. Sie warfen Dinge ins Meer, die dort nicht hingehörten. Große Schiffe schwammen an der Meeresoberfläche und jagten alles, was sich bewegte, ohne Rücksicht auf den Erhalt der Arten. Er hatte zweimal eine Zeit erlebt, in der die Menschen Tausende dieser Eisenkolosse im Meer versenkt hatten. Es gab damals täglich Explosionen, und Hunderttausende der Landwesen waren im Meer ertrunken. Anep und seine Gefährten hatten den Sinn des Ganzen nicht verstanden, und die Erlebnisse hatten ihre Vorsicht vor den Menschen noch verstärkt.

Aber nicht alle waren schlecht. Anep kannte auch einige Menschen, die seinen Lebensraum respektierten. Sie lebten nicht weit von hier auf einer kleinen Insel. Diese Wesen jagten auch Meeresbewohner. Aber nur so viele, wie sie auch verzehren konnten. Auf die Weise war das Überleben der Arten gesichert. Ihn verband eine lange Freundschaft mit diesen Wesen. Jetzt war er auf dem Weg zu ihnen, um sie wegen Sira um Hilfe zu bitten. Plötzlich hörte er ein vertrautes Geräusch, das klagende, verzweifelte Singen eines

Delfins. Mit den Delfinen verband sie eine Freundschaft, die schon seit ewigen Zeiten währte. Der Delfin war irgendwie bewegungsunfähig und brauchte dringend Hilfe. Anep erkannte, dass er schon sehr schwach war und sich irgendwo an der Oberfläche befand. Sofort jagte er los, um dem Freund zu helfen.

Die »Draußen ist Mehr« befand sich gerade am Rande eines riesigen Müllfeldes. Adrian hatte schon davon gehört, dass es diese Gebiete gab. Riesige Flächen, die nur aus schwimmfähigem Plastikmüll bestanden. Sie standen beide vorne auf dem Bug ihrer Jacht und betrachteten die riesige Hinterlassenschaft der »Zivilisation«. Der Anblick konnte einem die Illusion der schönen weiten Meere gründlich vermiesen. »Es gibt vier oder fünf solcher riesig großen Müllgebiete auf den Weltmeeren«, sagte Adrian. »Der pazifische Müllstrudel soll größer als Deutschland sein!« In seiner Stimme lag die pure Verzweiflung. Er schämte sich dafür, dass er zu der Spezies gehörte, die so etwas zustande brachte. »Der ganze Zivilisations-Plastikmüll, den die Kontinente weltweit in die Meere absondern, sammelt sich durch die Meeresströmungen in diesen Strudeln«, erklärte Adrian. »Tausende von Plastikflaschen, Plastiktüten, Autoreifen und sonstiger irgendwie gearteter Plastikmüll wird durch die Sonne zersetzt und durch die Meereswellen so weit zerkleinert, dass er von Wasservögeln, Walen, Delfinen und anderen Meerestieren mit der Nahrung aufgenommen wird und sich in ihnen als Umweltgift festsetzt.« – »Ich habe darüber gelesen«, antwortete Emmi. »Es wurden auf unbewohnten Inseln schon Vögel gefunden, die ganze Einwegfeuerzeuge in ihren Mägen hatten und daran verendeten. Es gibt Überlegungen, Schiffe zu konstruieren, welche den Müll wie riesige Staubsauger einsammeln, um ihn zu wiederverwertbaren Rohstoffen zu verarbeiten.« – »Das wird allerdings nur funktionieren,

wenn damit Profit gemacht werden kann«, antwortete Adrian zynisch. »Nur für den Umweltschutz wird das Ganze niemand anleiern, da fühlt sich keiner verantwortlich.« Plötzlich hörten sie ein Geräusch. »Das klingt wie ein Delfin«, sagte Emmi

alarmiert. »Es kommt, glaube ich, von dort vorne!«, entgegnete Adrian. Er hatte sein Fernglas geholt und suchte angestrengt einen Wust alter, ehemals grüner, aber nun von der Sonne verblichener und teilweise zersetzter Kunststoff-Fischernetze ab. Inmitten der Netze bewegte sich träge ein grau-weiß gefleckter Delfin. Er schlug hilflos mit seiner Schwanzflosse aufs Wasser. Sie holten schnell die Segel runter, und Adrian eilte, mit seinem alten Takelmesser bewaffnet, zum Bootsheck, wo an zwei Stahlarmen, in Seglerkreisen Davids genannt, ein wunderschönes hölzernes Beiboot hing. Adrian ließ das Boot zu Wasser, legte die beiden Ruder in die Dollen und pullte vorsichtig zu dem verängstigten Tier. Der Delfin starrte ihn aus großen Augen an, schien aber zu fühlen, dass nun Hilfe nahte. Adrian redete ruhig auf ihn ein und zerschnitt mit seinem Takelmesser nach und nach vorsichtig das Netz, bis der Meeressäuger vollständig befreit war. Der Delfin flüchtete eilig aus dem Müllfeld und vollführte wie zum Dank einen gewaltigen Luftsprung. Adrian ruderte schwitzend zurück zum Boot, wo ihn eine übers ganze Gesicht strahlende Emmi empfing. »Hast du gesehen, wie glücklich der Delfin war?«, rief sie!«

Emmi war nicht die Einzige, die die Rettungsaktion beobachtet hatte. Versteckt zwischen alten Kunststoffkanistern hatte Anep seinen Kopf neugierig aus dem Wasser gestreckt. Er war kurz vor den beiden beim Del-



fin eingetroffen und wollte gerade mit seinen scharfen Krallen das Netz zerreißen, als die Jacht auftauchte. Um nicht entdeckt zu werden, hatte er sich wieder von dem hilflosen Delfin entfernt, um aus sicherer Entfernung zu beobachten, was die Landwesen vorhatten.

Als er sah, wie vorsichtig und behutsam der seltsame Zweibeiner den Delfin von dem Netz befreite, wusste er, dass diese Menschen keine Gefahr für den Delfin darstellten. Interessiert beobachtete er das Messer, welches das Netz so mühelos durchtrennte. Er selbst benutzte auch Werkzeuge zum Jagen, wie zum Beispiel das Schwert des Schwertfisches, die gedrehte Lanze des Narwals oder den Schwanz des Stachelrochens. Aber ein so scharfes Ding wie das Messer war im Ozean nur noch selten zu finden. Aus Erzählungen seiner Vorfahren wusste er, dass früher öfter mal lange, scharfe Werkzeuge im Meer landeten, meistens in Verbindung mit toten Landwesen. Sie hatten diese scharfen Waffen gerne benutzt, aber leider hielten sie nicht sehr lange in der feucht-salzigen Umgebung des Meeres.

Langsam, ohne ein verräterisches Geräusch zu machen, tauchte er wieder ab in seine Welt. Hier oben, das wusste er, würde bald ein starker Sturm aufziehen, und da war es unten, in den Tiefen des Ozeans, wesentlich angenehmer. Er nahm sich vor, ein wenig in der Nähe der Landwesen zu bleiben, um zu beobachten, ob sie den Sturm heil überstehen würden. Das war seine Art Danke zu sagen für die Rettung seines Freundes des Delfins, der ihn im Moment spielerisch umkreiste, während sie Neuigkeiten aus der weiten Welt des Meeres austauschten.